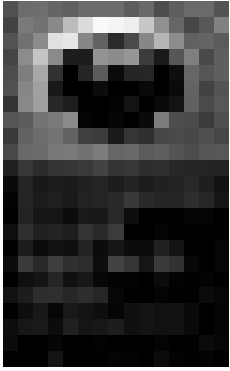


BUCHTIPP

**Angriff auf die Freiheit**

(lc) - Zugegeben, gut informierte ZeitgenossenInnen werden in dem Sachbuch von Juli Zeh und Ilija Trojanow über den drohenden totalen Überwachungsstaat wenig wirklich Neues finden. Und trotzdem ertappt sich der Leser immer wieder dabei, wie er das Buch nach Lektüre eines Kapitels tief seufzend zur Seite legt, und sich vor Augen zu führen versucht, was er gerade da gelesen hat. Unsere Freiheit hat seit dem 11. September 2001 arg unter dem Sicherheitswahn unserer Behörden, Regie-

rungen und Geheimdienste gelitten - sie hat aber auch abgenommen weil demokratische Kontrollinstanzen umgangen oder ausgeklinkt wurden. Denn nationale Parlamente haben - wenn es um die „Sicherheit“ geht - herzlich wenig zu melden.

Trojanow und Zeh - beides vielgelesene Romanautoren - geht es vor allem aber darum uns bewusst zu machen, dass die Terroristen ihren Krieg gegen unsere Werte gewinnen. „Terroristen besitzen nicht die Macht, unseren Rechtsstaat zu zerschlagen, unsere Werte abzuschaffen und unsere Gesellschafts- und Lebensformen zu ändern. Sie können uns nur dazu provozieren, es selbst zu tun. Sie benötigen unsere Mitwirkung. Sie bedrohen uns mit Folgen, die wir nur selbst herbeiführen können.“ So lautet eine der zentralen Thesen des Buches und beide Autoren bemühen sich Schritt für Schritt zu erklären wie unsere Demokratien bei ihrer Selbstdemontage vorgehen. Sie benutzen dafür den 11. September als Stunde null, obwohl der Überwachungswahn seinen Ursprung weit vor den New Yorker Attentaten hat: Nach den Umwälzungen der Wendejahre, als die Welt unübersichtlich zu werden begann und die Mächtigen dieser Welt sich einen neuen, starken Gegner suchen wollten. Osama Bin-Laden hat ihnen diesen Gefallen getan, denn nichts lässt sich schwerer jagen als ein Terrorist und wenn es darum geht Bürgerrechte einzuschränken lässt sich nichts leichter benutzen als die Angst vor diesem diffusen Gegner.

Es ist die Wiedereinführung einer neuen Zwei-Klassengesellschaft, mit der das Unheil seinen Lauf nimmt. In der Post-9/11-Welt gibt es den Bürger - noch unbescholten aber unter Generalverdacht - und den Terroristen - oder Terrorverdächtigen beziehungsweise Terrorsympathisanten. Letzterem werden mit erstaunlicher Schnelle sämtliche Rechte abgesprochen - seien sie auch noch so grundlegend wichtig, wie etwa die auf dem englischen Habeas Corpus basierenden Gesetze die jeden vor einer ungesetzlichen Festnahme schützen sollen. Aber nicht nur den Terroristen geht es an den Kragen: Auch der Normalbürger soll - zu seiner „Sicherheit“ - unter ständiger Überwachung stehen. Es ist vor allem die Selbstverständlichkeit mit der die Bevölkerung diese Maßnahmen annimmt, die den Autoren Sorge bereitet. Deshalb analysieren sie auch detailliert die „dynamische Symbiose, in der warnende Sicherheitsexperten und katastrophenverliebte Medien den Schulterchluss üben“. Natürlich glaubt man „nichts zu verbergen“ zu haben, trotzdem wären die meisten Menschen schockiert, wüssten sie welche Datensammlungen schon zu ihrer Person bestehen.

Wegweisend ist auch die Theorie der Autoren, dass es unseren Verantwortlichen gar nicht darum geht den Terrorismus zu bekämpfen. Im Gegenteil, der allgegenwärtige - und doch nur selten zuschlagende - Terror dient den Machthabern als Vorwand, immer mehr Kontrolle - also Macht - an sich zu reißen. Dafür zeigen Trojanow und Zeh auf, dass die neuen Befugnisse die den Sicherheitsbehörden im Namen des Terrorwahns zugestanden wurden, erstens sehr teuer sind und zweitens nichts nutzen. Sogar die Ermittlungserfolge im Falle der Kölner Kofferbomber oder der Sauerlandgruppe in Deutschland sind traditionellen Methoden zu verdanken und nicht der Online- oder Videoüberwachung.

In ihrem Epilog gehen beide Autoren noch auf die Zukunft ein, die sich düster vor uns aufbaut. Denn der wahre Zweck der Anti-Terrorgesetze fängt erst jetzt an im Tageslicht zu erscheinen: Es geht darum Andersdenkende und Unbequeme mundtot zu machen und auszuschalten. Ein kleiner Terrorverdacht reicht vollkommen um Menschen für Tage, Wochen und Monate verschwinden zu lassen und ihr Leben und ihre Karriere unwiderruflich zu zerstören. Die Lektüre dieses Buches wird so manch eineN wachrütteln und allen bewusst machen, dass sie sehr wohl etwas zu verbergen haben: ihr Leben.

LITERATURTREFFEN

LEON DE WINTER

Narrative Politik

Luc Caregari

In seinem neuesten Werk „Das Recht auf Rückkehr“ vereint Leon de Winter Dystopie mit einem politischen Leitartikel: Eine Rechnung, die nicht aufgehen kann, wie der Autor selbst auf einer Lesung in München unter Beweis stellte.

Israel im Jahre 2024. Oder besser gesagt Tel Aviv, denn in de Winters Zukunftsroman ist der Staat Israel auf einen winzigen Stadtstaat rund um das dichtbesiedelte Gebiet der Stadt geschrumpft. Es ist Herbst geworden um den ehemaligen „Hügel des Frühlings“ - wie die Gründer die Stadt taufen. Die meisten Einwohner wollen nur noch weg von hier, am besten irgendwo ins florierende Osteuropa oder nach Russland, wo sich eine neue Diaspora gebildet hat. Die, die bleiben, sind oft vom Leben gezeichnet, Verbrecher denen das Visum verweigert wird oder Aussteiger die mit ihrem Leben abgeschlossen haben. Einer von ihnen ist Bram Mannheim, der mit seinem Juniorpartner Ikki eine Agentur zur Wiederauffindung verschwundener Kinder betreibt. Diese Arbeit verbindet Bram Mannheim mit dem Trauma seines Lebens: dem Verschwinden seines Sohnes Bennie vor 16 Jahren. Die Entführung hatte Mannheim gänzlich aus der Bahn geworfen. Vom hochgeachteten Professor der Geschichte an der Princeton-Universität war er zu einem herumirrenden Penner abgesunken, der einer obsessiven Zahlenlogik anhing - ihre innere Bedeutung waren Datum und Uhrzeit von Bennies Verschwinden - und in heiliger Mission durch die USA reiste, immer in der Hoffnung, doch eines Tages den verlorenen Sohn wieder in die Arme schliessen zu können. Nach Jahren des Suchens und der inneren wie äußeren Verwahrlosung kehrt

er nach Israel zurück und widmet sich der Aufgabe, anderer Leute Kinder wiederzufinden oder wenigstens Gewissheit über ihr Schicksal zu erlangen. Durch Zufall stößt er auf ein unglaubliches Komplott eines ehemaligen Bekannten seines Vaters, das in ihm die Hoffnung erneuert, sein Sohn könnte doch noch am Leben sein.

Leon de Winter ist vor allem ein ausgezeichnete Erzähler, der sich problemlos in die Tradition der großen jüdischen Erzähler wie Isaac Babel oder die Singer Brüder eingliedert. Sein hervorragender Schreibstil erlaubt es dem Leser, die im Roman oft auftauchenden Zeitsprünge ohne Verständnisprobleme mitzuvollziehen. Zu diesem Stil gehört auch die für de Winter typische Manie gewisse Zusammenhänge erst spät im narrativen Fluss auftauchen zu lassen, so dass jedes neue Kapitel wie ein Mosaikstein funktioniert und nicht wie die nächste Perle am Band einer linearen Erzählung.

Bram Mannheim bildet das Zentrum dieses Mosaiks, dessen Gesamtbild ebenfalls er ist. Er bewegt sich in der Welt wie ein Chamäleon, das sich immer aufs Neue seiner Umwelt anpassen muss: So nennt er sich Bram in den Niederlanden, Abe in den Staaten, Abraham in Israel und Ibrahim in den von ihm bereisten arabischen Ländern. Und doch gibt es eine Konstante, die sich durch das Ganze zieht: seine jüdische Identität. Das Bewusstsein, ein Jude zu sein, ist ein familiäres Motiv, das Bram sein Leben lang verfolgt. Von seinem Vater - KZ-Überlebender, Nobelpreisträger und schwer zugänglicher Mensch, dem gegenüber er sich sein ganzes Leben in einem Zwiespalt zwischen Bewunderung und (Selbst)Hass befindet - über ihn selbst als eigentlich idealistischen Historiker mit Weltruhm, bis

zu seinem verlorenen Sohn: Alle drei vereint dieses Band. Und genau das hält auch das Buch zusammen - allen Zeitsprüngen zum Trotz.

„Das Recht auf Rückkehr“ spielt zwar größtenteils in der Zukunft, trotzdem kann man den Roman nicht der Science-Fiction Literatur zuordnen. Denn das Jahr 2024 - wie von de Winter beschrieben - enthält noch zu viel von unserem gegenwärtigen Beginn des 21. Jahrhunderts, als dass sich der für Science-Fiction typische Verfremdungseffekt einstellen könnte. Hinzu kommt, dass vieles von de Winters Vision als kommende Realität voraussehbar ist: Also etwa die von ihm beschriebenen „schmutzigen Bombenanschläge“ in Seattle oder der Zusammenbruch des Kaukasus, der zu einem einzigen großen Gottesstaat - genannt „das Kalifat“ - wird. Es geht dem Autor darum, eine plausible Fiktion, eine Art Vorschau herzustellen. Das Interessante an solchen Voraussagen ist jedoch nicht nur ihre Plausibilität, sondern die Tatsache, dass sie viel über die Sichtweise des Autors zur Gegenwart aussagen. Denn alle seine Zukunftsvisionen basieren auf dieser jetzigen Weltsicht.

So zeigt sich bald, dass das Zukunftspanorama lediglich Vehikel von de Winters' fatalistischer Vision des schwelenden Nahostkonflikts ist. Der ganze Roman ist eigentlich ein Feigenblättchen für den politischen Leitartikel, den der Autor zwischen seinen

Zeilen versteckt und so an den Mann bringen will. De Winter sieht sich als eine Art Cassandra, deren Rufe noch nicht gehört werden, da sie - wie die der trojanischen - als zu unwahrscheinlich gelten. Seine pro-israelischen und islamophoben Ansichten, die er gern in den Spalten großer Tageszeitungen abdrucken lässt, sind das wahre Fundament der Fiktion in „Das Recht auf Rückkehr“. Dabei begeht er den Fehler, den alle Kriegsparteien begehen, und der wahrscheinlich auch als einer der Hauptgründe für das Phänomen Krieg anzusehen ist: Er spricht seinen Gegnern jegliche Menschlichkeit ab. Das Bild der arabischen Welt, das der Autor in dem Roman zeichnet, ist nicht nur kein faires, es ist überhaupt keines. Der Araber ist ein Täuscher, ein schlechter Verlierer und ein grausamer Kindesentführer, Punkt, aus. Über die von der israelischen Armee begangenen Grausamkeiten an palästinensischen Zivilisten oder über die gerade wieder aktuelle Siedlungs-, sprich Okkupationspolitik verliert de Winter kein Wort. Genau so wenig bekümmert er sich darum, beide Seiten als ebenbürtig darzustellen, wie es für eine gelungene politische Fiktion nötig wäre. Denn ohne eine gerechte Behandlung beider Konfliktparteien wird der Roman zum bloßen Pamphlet.

Doch das ist leider noch nicht das Schlimmste an „Das Recht auf Rückkehr“ - bestimmte „Erfindungen“ des

Autors offenbaren eine unübersehbar rassistische Weltsicht. So zum Beispiel bei der Idee der „DNA-Scanner“, die im Israel des Buches im Jahre 2024 eingesetzt werden, um die Grenzen zu schützen: Diese Apparate ermitteln innerhalb weniger Sekunden, ob ein Grenzgänger Jude ist oder nicht. Die Vorstellung, es gäbe tatsächlich eine „jüdische DNA“, ist nicht nur biologischer Unfug, sondern auch gefährlich, denn sie fixiert die jüdische Identität an körperlichen Merkmalen statt an kulturellen und sollte eigentlich seit der Nazizeit als inakzeptabel gelten - für alle, und darum auch für Juden. Die Hoffnung, diese Scanner seien als eine rein ironische Anspielung auf das Scheitern des Zionismus zu verstehen, zerschlug der Autor selbst anlässlich eines in München abgehaltenen europäischen Treffens zur Literaturkritik im Journalismus, das zwischen dem 8. und 12. September im Literaturhaus München stattfand und von der Bundeskulturstiftung unterstützt wurde. Auf Nachfrage versicherte uns Leon de Winter, dass jüdische Gene erwiesenermaßen bessere und intelligentere Menschen hervorbrächten als andere, da die Juden infolge ihrer viele Jahrhunderte andauernden Verfolgung gelernt hätten sich zu verteidigen. Die Erfahrungen und Qualitäten, die sie dabei erwarben, seien ins Erbgut eingegangen. Dass die Autoren derartiger Studien dazu neigen, Schwarze als ge-

netisch minderbemittelt darzustellen, verschwieg er ebenfalls nicht. Ob dies nun eine reine Provokation war oder nicht, sei dahingestellt - jedenfalls hinterließen de Winters Äußerungen einen schalen Beigeschmack.

Nun kann ein Romanautor solche Auffassungen vertreten und dennoch berechtigten Erfolg haben - Menschen wie Louis Ferdinand Céline oder Emile Cioran genossen trotz Liebäugelns mit dem Faschismus in der einen oder anderen Phase ihres Lebens immer noch den Respekt der Literaturwelt. Trotzdem kann man sich bei de Winters Roman fragen, ob er wirklich einer der wenigen ist, die es wagen, öffentlich gegen die Delegitimation Israels aufzustehen - wie sein Waffenbruder Hendryk M. Broder in seiner Rezension in der „Welt“ behauptet - oder ob das „Recht auf Rückkehr“ Wasser auf die Mühlen derjenigen leitet, die an einer friedlichen Lösung nicht interessiert sind. Jedenfalls wird das Buch vor allem Hardcore-Zionisten und ihren nicht minder extremen Gegnern gefallen. Menschen, die auf eine friedliche Lösung des Konflikts hoffen und trotzdem de Winter schätzen, sind gut beraten, auf den nächsten Roman zu warten.

